



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erinnerungen

Tirpitz, Alfred von

Leipzig, 1919

Vierzehntes Kapitel. Reichsmarineamt und auswärtige Politik

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78304](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78304)

Vierzehntes Kapitel

Reichsmarineamt und auswärtige Politik

1

Vom Geschäftsgang der Reichsleitung machte sich die Öffentlichkeit nicht selten ein unzutreffendes Bild. Die Bismarcksche Reichsverfassung hatte kein Reichsministerium geschaffen. Im preussischen Staatsministerium, dem ich angehörte, kamen außenpolitische Fragen fast niemals zur Erörterung. Das Reich aber wurde durch einen einzelnen Mann geleitet, dem die Ressortchefs als Untergebene, nicht als Kollegen unterstanden. Der Reichskanzler konnte selbst marinepolitische Verfügungen über den Kopf des Ressortchefs, ja gegen seinen Willen treffen, obwohl dem Reichsmarineamt Teile der kaiserlichen Kommandogewalt zustanden. Das Gegenmittel des Rücktrittsgesuchs war nicht in jeder politischen Lage verwendbar. Dem Ressortchef, der nebenbei Offizier ist, konnte ferner der Kaiser ungeachtet des Beamtengesetzes den Abschied erschweren, und endlich nützt sich die Kabinettsfrage bei allzu häufigem Gebrauche ab.

Nun lag es ja in der Hand des jeweiligen Kanzlers, ob er seine „Stellvertreter“, die Staatssekretäre, heranziehen oder über die Grundzüge seiner Politik im Unklaren lassen wollte. Die monarchische Verfassung des von Bismarck auf seine Person zugeschnittenen Kanzleramts enthielt den unschätzbaren Vorteil, einer überragenden Persönlichkeit zugreifendes Handeln zu erleichtern. Aber ein Reichsministerium hätte bei weniger einzigartigen Kanzlerpersönlichkeiten durch kollegiale Behandlung grundsätzlicher Entscheidungen eintretende Fehler oder Kopflosigkeiten leichter verhindern können. Eine Änderung des Geschäftsverfahrens hatte aber zur Voraussetzung entweder ein freundlicheres Verhalten des Reichstags und der Bundesstaaten zum Gedanken eines Reichsministeriums oder ein vielleicht ungewöhnliches Maß von Selbstverleugnung bei dem Mann, der sich nächst dem Kaiser im Vollbesitz der Macht befand. Die Öffentlichkeit setzte im allgemeinen eine

innigere Gemeinbürgerschaft und einen regeren Gedankenaustausch zwischen den einzelnen Ressortministern voraus, als tatsächlich bestand, und würde erstaunt gewesen sein, zu erfahren, wie wenig fortlaufend und zuverlässig die Information war, die in den ersten Jahren vor dem Krieg einem so hochpolitischen Ressort wie der Marine gespendet wurde. Fürst Bülow's Regierung hatte allerdings auch mir ein ganz anderes Gefühl von Sicherheit eingeflößt, als die bei ihrer außenpolitischen Unerschaffenheit empfindliche und argwöhnische Natur seines Nachfolgers. Zur Groteske wurde die monarchische Verfassung des Kanzleramtes im Krieg, als der Kanzler ohne Befragen der Marinebehörden beim Kaiser seemilitärische Befehle erwirkte, die praktisch überhaupt nicht ausführbar waren.

Die Zahl der politischen Schritte, mit denen ich mich zu befassen hatte, war unter diesen Umständen nicht groß. Unbeteiligt war ich z. B. an den Samoahändeln (1899), den Verhandlungen mit England um die Jahrhundertwende, dem Eingreifen in Marokko. Meine Übergehung bei der Entsendung des Geschwaders nach Manila (1898) habe ich an früherer Stelle erwähnt. Anlässlich der Chinaexpedition habe ich gegen die Entsendung Waldersees und der 24 000 Mann gesprochen, da die Ausendung einer ganzen Armee mißgedeutet werden konnte und die schon auf der Ausreise befindliche Marineinfanterie für den realen Zweck genügte. „Der Potsdamer Exerzierplatz muß jetzt entscheiden“, hieß es aber an höchster Stelle.

Insofern ich aufgefordert wurde, meine politische Ansicht zu äußern, riet ich 1. grundsätzlich zur Erhaltung des Friedens, bei dem wir jährlich gewannen, während ein Krieg uns wenig einbringen, dagegen alles rauben konnte, und deshalb 2. zur Vermeidung aller Zwischenfälle durch Anbiederungsversuche, die insbesondere der Engländer nicht verträgt, oder durch Herausforderungen. Die Sicherung unserer jungen Weltmacht aber sah ich 3. in einer Gleichgewichts politik zur See. Ich bedauerte es deshalb, wenn wir uns mit Osterreich-Ungarn, das zur See nichts bedeutete, zu stark auf Gedeih und Verderb verschwisterten, und sah ferner nicht ohne Bedenken auf unsere Balkan- und Orientpolitik, weil sie die Gefahr romantischer Verstrickung in Nebeninteressen mit sich brachte. Daß uns von englischer Seite gelegentlich warm empfohlen wurde, unsere Ausdehnung auf dieser Hintertreppe zu suchen, bestärkte mich in dieser Auffassung. Wir mußten im Gegenteil alle Kraft zusammen-

nehmen, um uns die Bordertreppe zur Welt, den Atlantischen Ozean, offen zu halten, zumal die Vorbedingung dazu, ein gesicherter Festlandsfrieden, in dem Verhältnis zu Frankreich dauernd seinen wunden Punkt behielt. Ich erachtete uns nicht für stark genug, gleichzeitig mit der Belastung unserer Politik durch den weltwirtschaftlichen Gegensatz zu England, auch Bagdaddiplomatie zu treiben, bei welcher das Gesamtinteresse des Volkes weniger gut zu gedeihen versprach, als einzelne wirtschaftliche Unternehmungen. Ich fürchtete vor allen Dingen bei einer nicht ganz auf das Wesentliche gesammelten Politik den Verlust des Vertrauens bei denjenigen Mächten, die für meine Überzeugung den Schlüssel der Lage bildeten: Rußland und Japan.

2

Die zeitgemäße Fortbildung der Bismarckschen Grundsätze in bezug auf unser Verhältnis zu Rußland war meiner Auffassung nach eine Hauptbedingung erfolgreicher Politik. Man mußte sich klar werden über diejenigen Punkte, in denen vitale russische, aber nicht vitale deutsche Interessen vorlagen, und in diesen Punkten Rußland entgegenkommen. Ich weiß nicht, ob vor dem Weltkriege jemals ein kräftiger Versuch in der Richtung unternommen worden ist. Auf eine während des russisch-japanischen Kriegs unternommene Aktion, die von vornherein kaum Erfolg versprach, komme ich nachher zu sprechen. Unsere Anläufe bestanden hauptsächlich in Monarchenbegegnungen, die ja zur Erhaltung der alten dynastischen Überlieferungen von Wert waren. Aber andere Mittel, z. B. durch die Presse zu wirken, wurden vernachlässigt. Die Ländergier des russischen Kaiserreichs stieß — auch noch nach Abschluß der Entente — mit den britischen Machtbahnen notwendig zusammen. Da haben wir uns nun auf der Linie Berlin-Konstantinopel-Bagdad aufs unglücklichste dazwischengeklemmt. Der Kündigung des Rückversicherungsvertrages durch uns (1890) war der russisch-französische Zweibund gefolgt. Der Panlawismus, der seine Spitze gegen Osterreich und unskehrte, war im Wachsen. Trotzdem bestanden noch vielseitige und starke russisch-deutsche Überlieferungen und gemeinsame Interessen. Insbesondere war das Jarentum ein wesentlicher Stützpunkt für uns.

So wie freilich die Lage sich seit der Kündigung des Rückversicherungsvertrages gestaltet hatte, habe ich an die Möglichkeit, Rußland zu einem

eigentlichen Bündnis zu bewegen, frühestens geglaubt, seitdem dies auf dem Weg über Japan möglich geworden wäre. Ich habe während des russisch-japanischen Krieges am 31. Oktober 1904 einer Sitzung beim Reichskanzler angewohnt, in welcher Herr v. Holstein im Verfolg von kaiserlichen Initiativschritten dafür eintrat, Rußland ein Bündnis anzubieten. Der militärische Druck der vereinigten Mächte Rußland und Deutschland sollte nach Holstein auch den Franzosen nahelegen, in die an sich so erstrebenswerte festländische Gesamtkoalition überzutreten. Der anwesende Graf Schlieffen stellte sich auf den rein militärischen Standpunkt. Er schätzte, die Russen würden wohl noch einige Armeekorps für einen etwaigen Aufmarsch gegen Frankreich mobil machen können. Ich bemerkte bei dem vornehmen und wortkargen, in seinem Fach so bedeutenden Strategen hier wie schon seinerzeit bei den Erwägungen über die Chinaexpedition eine gewisse Vernachlässigung außersoldatischer Gedankengänge und hielt im übrigen, wie auch der Staatssekretär des Auswärtigen, Frhr. v. Richthofen, die psychologische Rechnung Holsteins für falsch. Ich bezweifelte, daß ein mit der Pistole erzwungenes Bündnis je die französischen Kräfte für uns mobil machen würde. Ähnlich habe ich 1911 den kalten Wasserstrahl nicht mehr zeitgemäß gefunden, den Riederlen-Wächter noch einmal nach Paris richtete. In jener Sitzung von 1904 gab ich ferner dem Zweifel Ausdruck, ob eine Verstärkung unseres Heeres durch ein paar russische Korps uns wirklich stärken würde, und betonte insbesondere, daß ein Bündnis mit Rußland an Stelle des erhofften Erfolges, uns über Paris gegen englische Kriegsgelüste zu sichern, im Gegenteil die damals bestehende Kriegsgefahr vermehren würde. Im Falle eines Krieges mit England würden wir aber bei unserer noch unentwickelten Flotte — die zudem des Rückhaltes der russischen Ostseeflotte damals entbehrt hätte — die Zeche mit unserem Außenhandel und unseren Kolonien bezahlen, wobei es schwierig für uns sein würde, zu einem leidlichen Frieden mit England zu gelangen. Herr v. Holstein verfocht seinen Plan sehr stark. Am Tage darauf schrieb ich folgenden Brief an Richthofen:

Berlin, 1. 11. 04.

„Die schwere Frage, welche uns gestern beim Herrn Reichskanzler beschäftigte, ist mir noch weiter im Kopf herumgegangen, und dabei ist mir noch klarer geworden, daß nicht nur, wie ich gestern schon aus-

führte, die militärische Bedeutung einer Allianz mit Rußland für uns im Seekrieg gleich null ist, sondern daß sie auch für den Landkrieg m. E. nicht wesentlich ins Gewicht fällt. Denn selbst, wenn günstigstenfalls die Russen sich dazu aufschwingen sollten, uns einige Armeekorps mit nach Frankreich zu geben, so scheint mir der Nutzen von 100 ja selbst 200 000 Mann bei einem Kriege, in dem sich Millionen gegenüberstehen, gering, wenn nicht sogar ausgeglichen durch die Erschwerung, die das Funktionieren unseres militärischen Apparates durch das Hinzutreten der russischen Elemente erfahren muß. Der passive Nutzen, der uns durch solche Allianz aus der Sicherheit unserer Ostgrenze erwachsen soll, ist aber meines Erachtens jetzt schon auch ohne die Alliance durch den heutigen Zustand Rußlands erreicht. Jeden Monat, den der japanische Krieg länger dauert, wird dies augenscheinlicher hervortreten. Auch nach dem Kriege wird Rußland für die Offensive nach Westen auf Jahr und Tag so gelähmt sein, daß wir meines Erachtens für die große Politik unsere Ostgrenze als tatsächlich unbedroht ansehen können. Wir würden bis auf weiteres mit Landwehrformationen an der Ostgrenze auskommen. Hierbei ziehe ich nicht einmal in Rechnung, daß nach der Persönlichkeit des Zaren ein Eingreifen Rußlands bei einem Kriege Deutschlands gegen England und Frankreich an sich unwahrscheinlich sein würde, auch lasse ich die Frage offen, ob wir nicht eine solche Sicherheitszusage von seiten des Zaren auch ohne Allianz bereits auf Grund unseres bisherigen freundschaftlichen Verhältnisses erlangen können.

Hauptsache bleibt immer, daß ein realer, d. h. militärischer Nutzen aus der Allianz mit Rußland für uns nicht erwächst.

Demgegenüber kann doch nicht zweifelhaft sein, daß die Gefahr eines kriegerischen Zusammenstoßes mit England durch eine russische Allianz für uns wächst. Es brauchen nur nach Erledigung der Huller Streitfrage auf der Reise der russischen Argonauten weitere Zwischenfälle einzutreten. Um hierbei die verstärkte Gefahr für uns zu ermessen, stelle man sich einmal vor, ein deutsch-russischer Allianzvertrag würde jetzt öffentlich bekannt, würde da nicht die ganze Wut der öffentlichen Meinung in England sich ausschließlich gegen uns wenden? Der Allianzgedanke mit Rußland beruht nur in der Hoffnung, auf Frankreich einen solchen Druck auszuüben, daß es alles tut, um England von einem Krieg gegen uns abzuhalten. Die Beteiligung Rußlands hierbei

besteht nur in der Bedeutung eines unter anderen Voraussetzungen niedergelegten Traktats, also eines Blattes Papier, sie besteht nicht in realen Werten. In Wirklichkeit kann die erstrebte „Pression“ auf Frankreich nur durch die Kriegsdrohung Deutschlands ausgeübt werden. Um das zu bewirken, bedarf es aber heutigen Tages keiner Allianz mit Rußland. Wir sind stark und frei genug, dies jeden Augenblick tun zu können; die durch die Allianz bewirkte Verstärkung der Konfliktgefahr mit England ist also für uns etwas nicht unbedingt Nötiges.

Schließlich bleibt zweifelhaft, ob das Dazwischentreten Frankreichs die Machthaber in England überhaupt abhalten wird, gegen uns vorzugehen, wenn sie wirklich den Krieg mit uns wollen, ganz abgesehen davon, daß der Vermittlung Frankreichs sicherlich jede Psyche fehlen würde. Sollte dies aber dennoch der Fall sein und England auf den Krieg mit uns verzichten, so würde es um so brutaler und rücksichtsloser Japan auf uns heßen, und wenn ich den Vertragsentwurf richtig verstanden habe, so würde der casus foederis für Rußland nicht eintreten, wenn wir nach Beendigung des Krieges Japan allein gegenüberstehen. Einen solchen Krieg mit einem feindlichen England hinter uns können wir aber ohne seemächtige Freunde nicht führen. Also auch in diesem Falle gibt uns die Allianz mit Rußland nichts Wirkliches. Nimmt man schließlich den uns am meisten interessierenden Fall, England erklärt uns allein den Krieg und Rußland müßte daraufhin auf unsere Seite treten, dann lähmt doch gerade der bestehende gegen uns gerichtete Zweibund zwischen Frankreich und Rußland die Freiheit unserer Entschlüsse Frankreich gegenüber, während die russische Hilfe für uns keine Rolle spielt. Eine positive Wirkung für die Friedenschance hätte eigentlich nur die wirklich klare Defensivallianz Deutschlands, Frankreichs und Rußlands zusammen gegen England, und das ist doch durch das erwogene Vorgehen z. B. nicht zu erreichen.

Nach diesen Überlegungen, welche nur die Hauptpunkte skizzieren, möchte ich meine Ansicht dahin präzisieren, daß wir unter tunlichster Aufrechterhaltung der Freundschaft mit Rußland, insonderheit der kaiserlichen Beziehungen, doch den Abschluß eines Staatsvertrages z. B. nicht vornehmen, sondern zunächst weiteres abwarten. Im ganzen ist ja Zeitgewinn und Flottenbau unsere wichtigste politische Aufgabe.

Da die hohe Politik Ihre Domäne ist und ich nur als Nebenperson bei dieser Frage beteiligt worden bin, so richte ich diese Zeilen an Sie

Erpitz, Erinnerungen

mit der Bitte, den Herrn Reichskanzler über meinen Standpunkt zu orientieren.“

Das Bündnisanerbieten ist damals abgegangen. Wie mir Holstein später mitteilte, zeigte Rußland die kalte Schulter. Ich vermute auch, daß die russischen Minister von dem deutschen Bündnisangebot schon damals den Westmächten gegenüber Gebrauch und damit Geschäfte gemacht haben.

Nikolaus II. selbst war Deutschland wohlgesinnt. Wie von vielen politischen Verhältnissen und Persönlichkeiten machte sich die deutsche Öffentlichkeit auch vom Zaren ein falsches Bild. Er war ein ehrlicher, persönlich furchtloser Mensch mit Muskeln von Stahl, dessen bewußte Selbstherrschervürde sich paarte mit der korrekten Gewöhnung, alle an ihn herangetragenen politischen Angelegenheiten sofort den zuständigen Beamten weiterzugeben. Am innigsten sehnte sich Nikolaus II. danach, in der Stille bürgerlichen Lebens unterzutauchen. Deshalb liebte er Wolfsgarten in Hessen, wo ihm nichts angenehmer war, als wenn er von Besuchern verschont blieb; deshalb verkehrte er auch gern auf der deutschen Flotte, wo er sich, dem Zwang seiner Stellung entronnen, als Mensch unter Menschen fühlte und sich uns gegenüber offen und lebenswürdig gab.

Unter seinen Leuten erschien der Zar halb als ein Gefangener. Als wir gelegentlich der Zusammenkunft von Swinemünde (1907) dem Zaren entgegenfuhrten (gegen die Verabredung, wonach wir vor Anker liegen bleiben und der Zar auf seiner Yacht durch die Flotte durchfahren sollte; aber es drängte den Kaiser, dem Zaren entgegenzufahren), trafen wir ihn auf der Höhe von Kolberg. Der Kaiser ließ trotz des Seeganges das Boot klar machen und fuhr, was die Russen nicht für möglich gehalten hatten, zur russischen Kaiserjacht hinüber. Nun blieb diese aber auf dem Winde liegen, so daß das Schiff stampfte. Wir konnten nicht begreifen, weshalb; denn die elementare Hilfe eines Schiffes für ein Boot, das auf See anlegt, besteht darin, daß das Schiff beidreht, so daß eine geschützte Seite (Lee) entsteht. Der Kaiser rief nun, während wir um das Heck der Yacht herumfuhrten, zum Zaren hinauf: „Niki, wo'nt you make a lee?“ Wir sehen, wie der Zar, noch im Jacket, versucht, Anordnungen zu

treffen. Als wir längsseits kommen, bemerken wir, wie oben Parade aufgebaut ist. Aber die Treppe, auf welcher der Kaiser mit dem üblichen großen Zeremoniell aufsteigen sollte, wird nicht herabgelassen. Es bleibt uns nichts übrig als nach vorn zu fahren, wo eine Seeleiter für die Matrosen hing. Der Kaiser ist außer sich. Wir sehen, wie der Zar, ebenfalls sehr erregt, nach vorne stürzt, während die riesigen Kerls in unbeweglichen Kolonnen stramm stehen; an der nicht heruntergelassenen Kaisertreppe halten die russischen Großen Lambsdorff, Benckendorff, Fredericks usw. Das Übersteigen war schwierig und für den Kaiser nicht ungefährlich. Nicht einmal eine Leine wurde uns zugeworfen. Der Zar kam einsam dem Kaiser entgegen; alle andern waren in Kadavergehorsam erstarrt, denn die Parade war nun einmal im Gange, unser Eintreffen nicht vorgesehen, und keiner der Kommandanten, von denen merkwürdigerweise zwei an Bord waren, übernahm trotz Bitten unseres Marineattachés die Verantwortung für einen der Sachlage entsprechenden Befehl, den bei uns der Wachoffizier ganz allein erteilt hätte.

Der Zar war den ganzen Tag verstimmt über diese Szene. Wenn er mit dem Kaiser in russischer Umgebung zusammentraf, so war ihm überhaupt beengter zumute, vielleicht auch, weil der Kaiser sofort der natürliche Mittelpunkt jedes Kreises wurde und sich, wenn er russische Uniform trug, unter Russen gesellschaftlich ganz als Russe bewegte. Dann fühlte sich der Zar, in dessen Wesen eine echt russische passive Resistenzkraft bei geringer Initiative lag, leicht überstrahlt. Die gesellschaftliche und politische Initiative ging immer von uns aus. Ich habe die in ihrer Weise sehr lebhaften Bemühungen unseres Kaisers, mit Rußland zu einem guten Verhältnis zu kommen, soweit sich mir Gelegenheit dazu bot, unterstützt und durfte mich des besonderen Wohlwollens des Zaren erfreuen, bei dessen Persönlichkeit aber stets ein erhebliches Maß von Zurückhaltung geboten war.

Im Jahre 1903 schickte mich der Kaiser zum Zaren nach Petersburg mit einem heiklen Auftrag, den ich, schon weil die englisch gesinnte Zarin ihren Gemahl nicht unter vier Mauern mit mir ließ, für mich behielt, was sich als richtig erwiesen hat. Ob diese schöne Frau geistig hervorragend war, kann ich nicht beurteilen; jedenfalls hatte sie nach meinem Eindruck für ihr deutsches Vaterland nicht viel übrig. Ich warnte bei dieser Gelegenheit den Zaren vor der ostasiatischen

Gefahr, die ich bei dem mir bekannten mehr dekorativen Geist der russischen Ostasienflotte sehr ernst einschätzte. Nikolaus II., der die Japaner persönlich nicht leiden mochte, entgegnete mir, er hielt die Gefahr für vorübergezogen, denn er wäre jetzt schon so stark, daß die Japaner nichts mehr machen könnten. Den russisch-japanischen Krieg habe ich in unserem Interesse bedauert, und schon am 2. September 1904, als man im allgemeinen noch auf den Sieg des russischen Soldaten rechnete, dem Reichskanzler die Gefahr entwickelt, die entstände, wenn nach einer russischen Niederlage wir in Tjingtau auf Vorposten lägen.

Die Unverfrorenheit, mit welcher die Engländer im Krieg die Japaner unterstützten, war für uns nicht nachahmbar, obwohl wir im Rahmen der Neutralität der russischen Flotte mit Rat und Tat mehr Dienste erwiesen haben, als die Franzosen. Als indes Admiral Roschdjestwenskij bei seiner Ausfahrt mit der russischen Ostseeflotte um die Begleitung des damaligen deutschen Marineattachés v. Hinzte bat, hat der Kaiser diese Handlung als unneutral abgelehnt. Dagegen hat z. B. englisches Personal nach Kriegsausbruch die in Italien gebauten japanischen Kreuzer „Kasuga“ und „Nischin“ nach Japan überführt, und englische Offiziere haben im Stabe des Admirals Togo sowohl bei Port Arthur wie in der Tschusimastraße eine sehr tätige und bedeutungsvolle Rolle gespielt. In dem Seegefecht bei Port Arthur wollte Togo den Kampf unter dem Eindruck seines wenig Erfolg versprechenden Standes bereits abbrechen, als ihn der Engländer in seinem Stabe zum Durchhalten veranlaßte und kurz darauf das russische Admiralschiff „Zesarewitsch“ den entscheidenden Treffer erhielt. Nach der Niederlage, welche die Russen den Engländern demnach ebenso zu verdanken hatten wie den Japanern, begann in Rußland der britische Kurs über den deutschen zu steigen. Roschdjestwenskij hat nach seiner Rückkehr aus der japanischen Gefangenschaft dies Hinzte gegenüber mit dem russischen Volkscharakter erklärt: „Dem, der dem Russen hilft und freundlich zu ihm ist, gibt er einen Fußtritt, denn er betrachtet ihn als seinen Lakaien; wer ihm aber die Knute gibt, dem küßt er den Saum des Gewandes.“ Trotzdem nun seit 1907 Rußland den Ausgleich mit England annahm, behielt ich die Überzeugung, daß das Zarentum unsere Zukunft nicht im tiefsten Grunde bedrohte.

Gegenüber den zunehmenden Kriegstreibereien russischer Sphären

war die Marine aber nicht blind. Herr v. Hinzp, dessen Stellung am Petersburger Hofe durch sein Geschick die des Botschafters überragte, hat bald nach dem japanischen Krieg deutschfeindliche Anzeichen im russischen Heer gemeldet, was ihm damals in Potsdam verübelt worden ist. Aber man durfte trotzdem die Gefährlichkeit der russischen Kriegspartei, der Großfürsten und ihrer Pariser Freundinnen, und des Panlawismus nicht überschätzen, andererseits aber es nicht unterlassen, ihnen mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten. Unsere Balkanpolitik 1908/14, insbesondere auch die Entsendung unserer Militärmission nach Konstantinopel erschien mir nicht unbedenklich.

Nikolaus II., der mir bei einer der letzten Unterredungen von sich aus gesagt hatte: „Ich gebe Ihnen meine Versicherung, daß ich niemals gegen Deutschland Krieg führen werde,“ wollte auch 1914 keinen Krieg mit uns. Ich lasse es dahingestellt, in welchem Umfang wir durch richtigere Behandlung des Zaren und der serbischen Frage im Juli 1914 den Einfluß der Kriegstreiberischen Kreise Petersburgs hätten eindämmen können.

Der Krieg mit Rußland war der Kardinalfehler unserer Politik, ein baldiger Friedensschluß mit dem Zaren unbedingtes Ziel einer nach Sieg strebenden Staatskunst. Dieser Friedensschluß wurde durch den Beitritt der Türkei zu unserer Partei und die Nichtausführung des Hindenburgschen Feldzugsplanes von 1915 unleugbar erschwert. Trotzdem konnte noch 1916 ein annehmbarer Frieden geschlossen werden, als der Zar, der seinen Thron wanken fühlte, Stürmer zu dem Zweck ernannte, um mit uns Frieden zu schließen.

Dem Streben Bethmann Hollwegs, seine politischen Fehler auf die militärischen Ressorts abzuladen, entspricht es, daß der unbegreiflichste dieser Fehler, die Polenproklamation vom November 1916, von der Wilhelmstraße tunlichst auf General Ludendorff abgewälzt worden ist. Dem widerspricht aber, daß Bethmann schon in einer Staatsministerialsitzung im Winter 1915/16 eine derartige Lösung der polnischen Frage als die zweckmäßigste bezeichnet hat. Nach der Sitzung schlug ich einem Kollegen vor, daß, wenn wirklich ein derartiges Vorgehen ernste Gestalt annähme, das Staatsministerium bestimmt Stellung dagegen nehmen müßte. Nach meiner Verabschiedung habe ich kurz vor der Entscheidung über Polen den Generalgouverneur v. Beseler aufgesucht und ihm privatim meine Ansicht von der Un-

zweckmäßigkeit und verhängnisvollen Gefährlichkeit dieses Schrittes ausgesprochen. Mir war klar, daß damit nicht nur Deutschland ein neuer Feind geschaffen, sondern auch eine der letzten Möglichkeiten zu einem Sonderfrieden abgeschnitten wurde. In der Tat konnte infolge der hierdurch erzeugten Verschärfung des Kriegswillens unserem Friedensangebot vom Dezember 1916 kein zweckwidrigerer Auftakt gegeben werden, als die Polenproklamation, die der Zar als „eine Ohrfeige in mein Gesicht“ bezeichnet haben soll und die nach Stürmers Ausdruck „den Frieden getötet hat“.

Schon Mitte Juli 1914 hatte ich angesichts des bevorstehenden Ultimatums an Serbien aus Tarasp meinem Berliner Amtsvertreter brieflich die Befürchtung ausgesprochen, daß Bethmann Hollwegs Unkenntnis der englischen Politik uns in einen unheilbaren Bruch mit Rußland stürzen könnte. Ohne die Einzelheiten der damaligen Bethmannschen Diplomatie zu durchschauen, hatte ich geschrieben: „Man braucht sich nur vorzustellen, was ein englischer Bismarck für eine Politik gegen Rußland und Deutschland treiben würde. Der Kanzler ist vollständig verrannt, verliebt in seine Idee des Verbens um die Gunst des perfiden Albions. Es ist die Schicksalsfrage des deutschen Volkes. Wir müssen uns coûte que coûte mit Rußland verständigen und den Walfisch gegen den Bären stellen. Alle Sentimentalitäten haben zu schweigen.“

Bethmann selbst konnte wohl auch vor der Polenproklamation keinen Sonderfrieden mit Rußland bekommen, da dieses glauben mußte, daß er es doch an die Engländer verkaufen würde. Daß der Kaiser die Kraft nicht fand, 1916 einen Frontwechsel unserer Politik zu vollziehen und für diesen Zweck schon damals einen Kanzlerwechsel eintreten zu lassen, war ein Verhängnis.

Mitschuldig an dem Unheil ist die Hinneigung unserer Intellektuellen zur westlichen Kultur. Sie ist an sich einseitig, da wir die alte Bildung des Westens ja längst in uns aufgenommen haben, seine heutige glatte, utilitaristisch-kapitalistische Massenkultur aber das deutsche Wesen vielleicht minder fruchtbar ergänzt, als der querköpfige Idealismus der Russen und des Orients. Indes nicht um Kultur handelte es sich hier, sondern um Politik. Um die deutsche Kultur kräftigen und ausbreiten zu können, war vor allem unsere politische Selbständigkeit gegenüber den Westmächten erforderlich. Diese Selbständigkeit

aber konnte durch keinerlei Randstaatenpolitik auch nur annähernd so gesichert werden, wie durch die tunlichste Eintracht Deutschlands mit den großen nichtangelsächsischen Mächten des Ostens.

Gegen alle geschichtliche Vernunft, aber unter dem Jubel der un-
belehrbaren deutschen Demokratie wand Bethmann den Ruhm des
Polenbefreiers um seine Schläfe. Ich lasse dahingestellt, ob ihn dabei
mehr sein Fehlurteil über die englische Politik oder der Wunsch nach
einem Erfolg, verbunden mit der Geschicklichkeit der Polen, deutschen
Schwächen zu schmeicheln, bestimmt hat¹⁾. Ich sah die Zukunft
Deutschlands nicht bedroht, auch wenn das russische Kaiserreich
wieder zu vollen Kräften gekommen wäre. Bedroht sah ich sie
nur, wenn wir von unserem Überseehandel, aus welchem fast ein
Drittel der Deutschen lebte, abgeschnitten und bei Nichtwiedergewinn
unserer weltwirtschaftlichen Stellung der grauenhaften Verelendung
ausgeliefert wurden. Für die von England beabsichtigte Abdrängung
Deutschlands von der See gab es keinen Ersatz, selbst wenn Bethmanns
Annahmen zuträfen und wir uns eine Durchdringung des Ostens
militärisch leisten konnten. Mit allen russischen Leuten, auch mit
Kerenski, hätte ich unter starken Zugeständnissen jegliche Verständigung
gesucht, die uns nach anderer Seite wirklich die Hände freigab. Ich
weiß nicht, ob die Weltgeschichte ein Beispiel größerer Verblendung
kennt, als die gegenseitige Vernichtung der Deutschen und der Russen
in majorem gloriam der Angelsachsen.

Mindestens aber durfte man sich für die Polen nicht festlegen,
ohne Gegenleistungen von ihnen zu verlangen. Was müssen die an-
dern Nationen der Welt dafür leisten, daß die Angelsachsen so gütig
sind, sie zu beherrschen, und wir verlangten nicht einmal etwas für
die Befreiung.

Bis zum Jahr 1887 hatte zwischen unserer und der russischen
Marine lange ein beinahe waffenbrüderliches Vertrauen geherrscht.
Nachdem infolge des erkaltenden politischen Verhältnisses ein Aus-
tausch wertvoller Informationen fortan nicht mehr möglich war, habe
ich trotz der Herrschaft des Zweifrontenkriegsgedankens die guten per-
sönlichen Beziehungen zur russischen Marine aufrecht erhalten, indem
ich ihr Gefälligkeiten erwies, die uns nichts schadeten. Ich überwies

¹⁾ Vgl. auch über den älteren Bethmann Hollweg: Bismarck, Gedanken und
Erinnerungen 1, 110 ff.; 2, 13 und 97.

nämlich alle uns angebotenen Erfindungen, von deren Nutzen ich noch nicht voll überzeugt war, nach Petersburg, wo alles Neue mit wahren Heißhunger genommen wurde. Man baute dort nach dem Grundsatz, aus sämtlichen Regenbogenfarben das weiße Licht zu finden. Ein Vorteil war die glühende Berve nicht, mit der die russische Marineleitung ihre Flotte zu einem Konglomerat von Erfindungen ausgestaltete. Ich habe denn auch dem Zaren verschiedentlich Winke gegeben, die in dem Rat gipfelten: „Lassen Sie Majestät nicht soviel darenreden, suchen Sie sich einen Mann aus, den Sie alles allein machen lassen, sonst kommt nie System in die Geschichte.“ Das hohe Maß persönlichen Vertrauens, welches der Zar in deutsche Offiziere, vor allem in Hinzge, setzte, war ein kostbares politisches Kapital, das wir allerdings nicht mit dem Verständnis eines Stein oder Bismarck gepflegt haben. Zum Beispiel wurde der Vertrauensposten, den wir durch die alte Sitte eines preussischen Flügeladjutanten beim Zaren zur Verfügung hatten, nach Hinzges Abberufung nicht mehr voll genützt.

Japan befand sich nach dem Sieg über Rußland in den größten Geldschwierigkeiten, nachdem die persönliche Hartnäckigkeit des Zaren und die amerikanische Vermittlung, hinter der sich die englische Diplomatie geschickt verbarg, dem ohnehin armen Kaiserreich die erhoffte Kriegsentschädigung vorenthalten hatten. Von verschiedener Seite habe ich gehört, daß es für Deutschland zwischen 1905 und 1914 mehrfach möglich gewesen wäre, durch Gewährung einer Anleihe mit Japan zu einem Abkommen zu gelangen. Nach meinen persönlichen Eindrücken von japanischen Staatsmännern, mit denen ich Freundschaft pflog, muß ich die Möglichkeit für wahrscheinlich halten und bin überzeugt davon, daß Japan Fühler nach uns ausgestreckt hat, die unsre Diplomatie nicht begriff oder aus Furcht vor den Angelsachsen nicht aufzunehmen wagte. Es ist allerdings schwierig, die politische Seele Japans zu verstehen.

Hätten wir, statt „Hans Dampf auf allen Gassen“ zu spielen, die wahren Machtbeziehungen durchgeföhlt, auf welchen die Politik der Welt beruht, so würden wir uns mit Hilfe Japans vielleicht gegen die Möglichkeit des Weltkriegs überhaupt haben sichern können. Noch 1915, ja 1916, konnte Japan den Krieg durch eine Geste beenden, wenn nicht gar ihm eine entscheidende Wendung zu unseren Gunsten geben. Die Voraussetzung war, daß wir uns mit Rußland verständig-

ten und die Hauptfront gegen die Angelsachsen nahmen. Wir mußten mit der asiatischen Großmacht ein Bündnis auf Tod und Leben suchen. Solange die Reichsleitung im Kriege politisch auf Rußland einschlug und die öffentlichsten Bemühungen machte, um in ein festes Verhältnis zu England zu treten, war nicht zu erwarten, daß Japan zu uns kam. Als wir vor Wilsons Drohnoten einknickten, hat sich Japan wohl von dem Gedanken zurückgezogen, mit uns zu einem Verständnis zu kommen.

Die Japaner sind machtgierig und raffsüchtig. Sie sind in dieser Beziehung ein Urvolk; sie möchten alles haben. Aber jetzt, da sie die vorwaltende Stellung in Ostasien gewonnen haben, wäre es töricht von ihnen, sich mit Amerika wegen der Südseeinseln oder der Rassen-ehre zu entzweien. Der Hauptstreitpunkt dürfte China bleiben, dessen Markt sich Amerika nicht wieder rauben lassen wird, das aber die Japaner wohl etwa so zu beherrschen hoffen, wie ehemals die Mandschus. Ich glaube nicht, daß die Japaner mit dem Erwachen Chinas als einer nahe bevorstehenden Periode rechnen. Sie werden China so fest in ihre Hand bekommen wollen, daß es ihnen nicht mehr gefährlich werden kann, sondern dienstbar werden muß.

Wenn die Japaner keine Augenblickspolitiker waren, so mußten sie einsehen, daß Vereinbarungen mit den Angelsachsen ihnen letzten Endes nichts helfen können und daß ihre Macht auf schwachen Füßen ruht, solange sie nicht alles tun, um für die Auseinandersetzung mit Amerika die bestmögliche weltpolitische Lage zu schaffen. Der Sondervertrag, den Japan 1916 mit dem Zaren geschlossen hat, zeigt immerhin, daß seine Staatsklugheit überall Anlehnung suchte, wo Entschlossenheit zu vermuten war, gegen die Angelsachsen durchzuhalten. Nachdem Rußland und Deutschland sich gegenseitig zerschlugen, ist freilich der mögliche deutsch-russisch-japanische Dreibund, der die Freiheit der Welt gesichert hätte, mindestens zunächst dahin, und Japan muß zusehen, wie es die ungeheuren Aufgaben, die es sich aufgepackt hat, allein zu Ende trägt. Die Zukunft aller nichtangelsächsischen Großmächte ist problematisch.

3

Im Grunde war jedes Kriegsschiff, das auf der Welt irgendwo außerhalb Englands gebaut wurde, ein Vorteil für uns, weil dadurch das Gleichgewicht zur See gestärkt wurde. Die angelsächsische Allgewalt zur See wie überhaupt in der Welt war vor dem Weltkrieg

noch nicht für sakrosankt erklärt. So gut z. B. Bulgarien oder Rumänien neben den Landgroßmächten eigene Heere schaffen konnten, die zwar für sich nichts, aber durch ihren Bündniswert unter Umständen sehr viel bedeuteten, so wurden neben der britischen kleinere Marinen gebaut, welche unter dem Bündnisgedanken, wie ihn Bismarck ausgesprochen hat¹⁾, Gewicht erhielten. Wenn man ein englisches Monopol zur See anerkannte, so war nicht nur jeder Flottenbau, nicht nur jede selbständige Politik, sondern ich möchte sagen, jedes freie Selbstgefühl anderer Völker unmöglich. Warum aber bauten Japan, Frankreich, Rußland, Amerika, warum bauten Italien und die kleinen Staaten Schiffe? Wenn man sagt, es wäre doch nutzlos, mit der stärksten Seemacht in Wettbewerb zu treten, so hätte es ja für keinen Staat Zweck gehabt, sich eine Marine zu halten.

An und für sich besteht kein Grund, weshalb die Interessen der Völker zur See sich nicht ebenso auf gegenseitige Ausgleichung stellen sollten, wie zu Lande. Was das Militärische betrifft, so hat allerdings der an sich Stärkste zur See durch die Beherrschung der unbegrenzten Fläche mehr voraus als zu Lande. Aber seine Alleinherrschaft kann gebrochen werden durch das Schlachtenglück, das in der Seeschlacht eine noch entscheidendere Rolle spielt, als im Landkrieg, und zweitens durch Bündnisse. Ich stand auf dem Gedanken, daß Flotten- und Bündnispolitik sich ergänzen müssen: eine verliert ohne die andere ihre durchschlagende Kraft. Die Bündniskarte mußte aber anders aussehen, je nachdem man sie vom Standpunkt der Welt- und Seepolitik aus ins Auge faßte oder von dem überlieferten Viereck Berlin—Paris—Wien—Petersburg, welches das gewohnte Gesichtsfeld des deutschen Diplomaten umschrieb. In jenem Zusammenhang konnte mancher Kleinstaat wichtiger werden als manche alte Großmacht. Deutschland erhielt Bündniswert für Staaten, von denen uns die Ozeane trennten. Und da das zwingende Interesse, welches uns zum Schutz unserer Seegeltung den Flottenbau aufgenötigt hatte, ganz parallel lief mit dem Interesse sämtlicher anderer nichtenglischer Mächte, welche Flotten bauten, so konnte und mußte die Reichsleitung, wenn sie den Flottenbau nicht selbst entwerfen wollte, ihre Ziele um diesen neuen Angelpunkt herum gegen früher teils ausweiten, teils aber auch beschränken.

Es würde zu weit führen, die Unterlassungen unserer Diplomatie im

¹⁾ Vgl. S. 91.

einzelnen zu erörtern. In unserer Lage würde schon ein einziger nennenswerter Verbündeter von entscheidendem Einfluß gewesen sein, sei es Rußland, sei es Italien, dessen Seerüstungen von uns stets tunlichst zu stärken waren. Japans wohlwollende Neutralität hätte den Ausbruch des Weltkrieges wahrscheinlich verhindert. Die zuverlässig neutrale Haltung Rußlands in einem deutsch-englischen Krieg hätte bei dem 1914 von uns erreichten Flottenstand genügt, den Offensivgeist unserer Marine gegen England geistig und materiell völlig freizumachen. Um zu ermessen, welchen Trumpf unsere Flotte damals einer tätigen Diplomatie in die Hand gab, muß man sich vergegenwärtigen, daß infolge der durch uns bewirkten Anhäufung der englischen Seestreitkräfte in der Nordsee die englische Seeherrschaft im Mittelmeer und in den ostasiatischen Gewässern praktisch aufgehoben war. Unsere tatsächliche Bündnispolitik hat von der deutschen Flotte freilich keinen anderen Dienst gefordert, als die Rettung der Dardanellen, deren Öffnung die britische Flotte nicht erzwingen konnte, da sie mit zu vielen Kräften in der Nordsee gefesselt war. Der einzige Nutzen Österreichs für unsere Marine bestand in einer Ausbesserungswerkstatt für unsere Uboote in Pola, nebst dem Ubootstützpunkt in Cattaro. Mit lauter Seeohnmächtiger, uns von wirklicher Weltpolitik abziehenden Verbündeten traten wir in einen Krieg, in dem die deutsche Marine gegen die Flotten der ganzen Welt stand.

Nicht nur Deutschland geht aus dem Weltkrieg geschwächt hervor, sondern auch die meisten der nicht angelsächsischen Völker, die sich an den englischen Siegeswagen haben schirren lassen. Eine zugleich wagemutigere und behutsamere deutsche Politik (wir waren unvorsichtig bei aller Furchtsamkeit) hätte die Bündnisstärke unserer Risikoflotte, den einzigen weltpolitischen Trumpf, den wir bei unserer geographischen Lage besaßen, so ausspielen können, daß der Weltfrieden gesichert war. Da unsere Diplomatie dies nicht vermocht hat, trat die Verbindung von Bündnis- und Flottenpolitik nicht ins Leben, die eine Konzentrierung unserer Ziele und Mittel bedingt haben würde.

Unter anderem mußten wir alles tun, um die Freundschaft unserer kleinen Nachbarstaaten zu erwerben. Seepolitisch war ein engeres Verhältnis zu Dänemark vom größten Nutzen, in dieser Richtung wichtiger z. B. als das Bündnis mit Österreich, und ich wäre bereit gewesen, für eine See- und Wirtschaftsabmachung mit diesem germanischen

Wetterrvolk Gebietsopfer zu bringen, welche die dänischen Empfindungen uns gegenüber wieder freundschaftlich gestalten konnten. Verschiedentlich habe ich bei Gesprächen mit dem Herzog von Glücksburg, einem Verwandten des dänischen Königshauses, diesen Gedanken einer Überprüfung des Prager Friedens gestreift. Er war vor etwa einem Jahrzehnt der Ansicht, daß Dänemark durch ein Entgegenkommen bezüglich der sogenannten jütischen Enklaven Nordschleswigs wohl zu gewinnen sein würde. Amtlich war ich nicht in der Lage, mich mit diesen Privatgedanken zu befassen. Ein derartiges Entgegenkommen würde selbstverständlich entsprechende dänische Gegenleistungen vorausgesetzt haben. Wenn Dänemark abermals, wie in einer früheren Epoche, als Deutschland am Boden lag, glaubt, unser Unglück einseitig auszunutzen zu dürfen, so möge es sich des Endes jener Epoche bei Düppel erinnern und es deshalb vermeiden, im Herzen des deutschen Volkes abermals einen Stachel zurückzulassen.

Es wäre mein Wunsch gewesen, daß unsere Auslandsvertretungen die Interessen skandinavischer, schweizerischer und holländischer Privater, soweit diese es wünschten, taktvoll begünstigten und sich derselben annähmen, als wenn es deutsche wären. Diese Kleinen, für uns wie für die Welt so wichtigen Staaten selbst würden unsere Machtentwicklung freundlich begrüßt haben, wenn sie in jeder Schwierigkeit einen selbstverständlichen Rückhalt an uns gefunden und wir es ihnen erleichtert hätten, den Gedanken „Europa“ unermüdlich und geschickt durch uns vertreten zu sehen. Roosevelt hat mir gelegentlich seines Berliner Besuches gesagt: „Sie müßten Holland nehmen.“ Das war natürlich ein schlechter Rat, dessen Gegenteil für uns richtig war. Wir durften nicht erobern, sondern wir mußten gewinnen, indem wir den Kleinstaaten mit eigenen starken Seeinteressen die Gewißheit brachten, daß ihre Freiheit, die auch in unserem Interesse lag, zuverlässig gegen die angelsächsische Allgewalt geschützt würde.

Es war ein Unglück für unser Volk, daß man ihm kein großes Ziel zeigte, und doch lag es so klar vor uns. Als ich vor dem Krieg Herrn von Bethmann gelegentlich sagte: Wir müßten der Nation Ziele zeigen, fragte er mich erstaunt: „Was denn für ein Ziel?“ Ich meine, es hätte darin bestehen müssen, alle freien Völker ohne jede Vormundschaft der Angelsachsen zusammenzuführen. Große Worte schadeten uns nur; aber eine zielbewußte vornehme Propaganda in

dieser Richtung hätte uns genügt. Dann wären die anderen Völker Europas auch so flug gewesen, unsere Stärke mit günstigen Augen zu betrachten. Der Flottenbau hatte der Nation im Innern sichtbar gut getan; er hatte die Einigkeit der Parteien, den nationalen Sinn und Stolz, die Sicherheit unseres Auftretens draußen gehoben und befestigt. Er wäre auch allen fremden Völkern mit Ausnahme der Engländer stets sehr erwünscht gewesen. Unsere Würde als Volk und Staat aber verlangte nach einer außenpolitischen Ergänzung unseres Flottenbaus. Erst die kräftige, aber friedliche Unterstützung der nicht-angelsächsischen Völker in ihrer Freiheit gab unserem Machtzuwachs die weltpolitische Berechtigung und Aussicht auf Dauer. In solchen entscheidenden Entwicklungsjahren, wie wir sie durchliefen, darf ein Volk sich keiner Verpflichtung entziehen, die aus seinem Wachstum entsteht. Dies alles wird vermutlich in einigen Jahrzehnten im Bewußtsein der Menschheit immer stärker heraustreten.

Als der Krieg ausgebrochen war, vertrat ich weder im Osten noch im Westen annexionistische Ziele. Auch ein Deutschmachen Belgiens lag nicht in meinen Wünschen. Ich hielt es aber für notwendig, daß die belgische Küste nicht unter britische Oberherrschaft fallen sollte, weil dies die sichere Verkümmernng der deutschen Arbeit und des deutschen Arbeiters nach sich zog¹⁾. Ich wünschte deshalb die Errichtung eines selbständigen Flanderns, in welchem wir das Besatzungsrecht auf Zeebrügge hätten. Während des Krieges begriffen dann Deutsche zuerst die industrielle Zukunft des flandrischen Kempenlandes, und damit trat ein neuer Grund hinzu, die Wirtschaftsfreundschaft zwischen Rheinland und Belgien frei von britischer Hoheit zu erstreben. Meiner Überzeugung nach werden die Bewohner des Scheldelandes im Lauf der Zeit erkennen, daß dieser Gedanke auch in ihrem Interesse lag. Die kleinen Staaten Europas werden in dem transatlantischen Machtgebilde der Angelsachsen verschwinden, und die Kraft Europas, die im Ausgleich mannigfaltiger selbständiger Kulturen auf engstem Raum beruht, wird vergehen, und damit Europas Reichtum, sein Übergewicht und die Möglichkeit einer Weltstellung für die Staaten unseres Festlandes. „The world is rapidly becoming english.“ Unser Krieg war der vielleicht letzte Freiheitskampf Europas gegen den anaelsächsischen Weltkapitalismus oder vielmehr, er hätte es sein

¹⁾ Siehe Kapitel 17.

müssen und können, wenn die Reichsleitung die Idee dieses Krieges begriffen und verwirklicht hätte. Unsrer Sozialdemokraten, welche in dem Wahne schwelgten, den Kapitalismus zu bekämpfen, haben durch ihr Verhalten im Krieg wie bei seiner Beendigung den Erfolg mit herbeigeführt, daß allerdings das von ihnen verfolgte deutsche Kapital, aus dem auch der deutsche Arbeiter seine Nahrung zog, größtenteils erschlagen liegt. Dafür sind die Deutschen aber als Lohnsklaven dem angelsächsischen Kapitalismus ausgeliefert worden, der weit roher und unsozialer, vor allen Dingen aber Fremdherrschaft ist.

Vertrauen erweckt nur ein Staat, der Macht besitzt und sie zugleich mit Festigkeit wie mit Weisheit verwendet. Wenn wir der französischen Propaganda in Elsaß-Lothringen und der polnischen im Osten mit aller Entschlossenheit entgetreten mußten, so durften wir ein weiteres Vordringen des Dänentums in Nordschleswig dagegen nur mit Kulturmitteln (Eisenbahnen, Schulen usw.), nicht mit Machtmitteln, bekämpfen. Dadurch zeigten wir, daß wir zwischen Lebensfragen und Nichtlebensfragen unterscheiden konnten. Wie vielfach würde es sich für uns im Krieg bezahlt gemacht haben, wenn wir im Frieden Herzenswünsche der dänischen Patrioten erfüllt hätten! So war ich auch im Krieg selbst immer dafür, der Welt zu zeigen, daß wir im Gegensatz zu der heuchlerischen Machtbrutalität der Angelsachsen und völlig im Widerspruch zu den uns angetanen Verleumdungen als „Boche“ oder „Hunne“ den Geist Europas reiner und humaner vertraten, als irgendeiner unserer Gegner. Es wäre in diesem Zusammenhang mein Wunsch gewesen, daß wir davon abgesehen hätten, die von England eingeführte barbarische Sitte der Internierung wehr- und harmloser Zivilgefangener mit gleichem zu vergelten. Auch war ich dagegen, die von den Feinden begonnenen Luftangriffe auf offene Städte und Zivilbevölkerungen nachzuahmen, sofern dadurch kein erheblicher militärischer Abbruch getan wurde und sie mehr nur als Nadelstiche wirkten im Gegensatz zu konzentrierter Verwendung der Luftwaffe zu bestimmten großen militärischen Zwecken (Londoner City und Docks!).

4

Unser Verhältnis zu Amerika hatte 1898 durch das Erscheinen unseres Geschwaders vor Manila eine überflüssige Verschlechterung er-

litten. Als ich 1896 mit dem ostasiatischen Geschwader auftragsgemäß die Philippinen aufsuchte, trugen mir die damals im Kampf mit den Spaniern liegenden Filipinos den Gedanken einer deutschen Schutzherrschaft entgegen und suchten mich zu bewegen, einen von den Spaniern zum Tode verurteilten Rebellenführer zu retten. Ich habe dieses Eingreifen selbstverständlich abgelehnt; auch später ist meines Wissens der Gedanke, die deutschen Machtinteressen auf die Philippinen zu erstrecken, von keiner Stelle in Deutschland ernsthaft erwogen worden. Indem wir nun während des spanisch-amerikanischen Kriegs mit einem Geschwader, das stärker war als das amerikanische, vor Manila erschienen, erzeugten wir zunächst figliche Beziehungen zwischen den beiderseitigen Marinern, wobei gelegentlich eines Zusammenstoßes mit Admiral Dewey der damalige Flaggleutnant und spätere Staatssekretär v. Hünge durch kaltes Blut die deutsche Ehre gewahrt und die Konfliktsgefahr verhindert hat. Es blieb aber in den Vereinigten Staaten, die damals mit bewußtem Schwung den Schritt zur Weltpolitik unternahmen, der Argwohn haften, wir hätten einen mißglückten Versuch unternommen, auf Jagdgründen zu pirschen, die sie sich schon ausgesucht hatten. Diese von der englischen Presse und Diplomatie geschickt genährte Verstimmung schwoll bis zu dem Mißtrauen an, wir hegten Eroberungsabsichten auf amerikanisches Gebiet. Die Amerikaner waren in europäischen Verhältnissen unwissend und hinsichtlich der Monroelehre empfindlich genug, um derartigen Unsinn zu glauben.

Als nun im Jahre 1902 die englische Regierung uns einlud, gegen den etwas räuberhaften Präsidenten von Venezuela, Castro, mit Roosevelts Zustimmung gemeinsam einzuschreiten, riet ich bei der betreffenden Sitzung im Auswärtigen Amt auf Grund meines Eindruckes von der amerikanischen Art und der englischen Politik davon ab, die englische Aufforderung anzunehmen. Karl Schurz, in dem das Deutsch-amerikanertum damals noch einen Kopf besaß, hatte mich gewarnt. Ich erklärte, daß, wenn es zu einem bewaffneten Zusammenstoß käme, das Monroedogma Amerika erhitzen könnte, in welchem Fall uns die Engländer vermutlich im Stich lassen würden.

Leider ist es wirklich so gekommen. Ich hatte dem Kaiser vor seiner Reise nach England auch noch unmittelbar dringend empfohlen, sich ein unbedingtes Versprechen von den Engländern geben zu lassen, daß sie mit uns durchhalten würden. Ob das geschah, weiß

ich nicht; wir nahmen jedenfalls die englische Anregung auf. Roosevelt aber konnte, selbst wenn er wollte, die amerikanische Entrüstung nicht im Zaume halten, und die britische Presse war mit Duldung ihrer Regierung niederträchtig genug, sofort umzuschwenken, die Amerikaner aufzuheizen und über uns „Hunnen“ herzufallen¹⁾.

An irgendwelche Schonung deutscher Interessen war in den Fällen nicht mehr zu denken, in denen die beiden angelsächsischen Weltmächte sich gemeinsam mit ihnen zu befassen hatten. Ob England dabei wirklich, wie der amerikanische Marineattaché in London zu dem unserigen gesagt hat, einmal der „neunundvierzigste Stern im Sternenbanner“ werden würde oder nicht, war für uns nebensächlich. England hatte sich um die Jahrhundertwende endgültig zum letztenmal überlegt, ob es sich gegen Amerika wenden wollte, und diese Frage verneinend entschieden. Meine persönlichen Eindrücke gingen in derselben Linie wie die politischen Erfahrungen, und unsere sentimentalen Artigkeiten gegen die Union verbesserten die Lage nicht. Es war mir peinlich, als Augenzeuge der Schenkung des Standbildes Friedrichs des Großen an die skeptischen Yankee's beiwohnen zu müssen. Ich habe den bei uns so verhängnisvoll verbreiteten Wahn niemals geteilt, daß die amerikanische Macht irgendwann und irgendwie ein uns nützlicher Helfer gegen die britische Seediktatur werden könnte. Auch die Marine der Vereinigten Staaten habe ich von allen größeren Marinen stets verhältnismäßig am wenigsten als Aktivum in Rechnung gestellt²⁾.

¹⁾ Damals zahlte der von unserem Kaiser gestreichelte Rudyard Kipling ihm die unglückliche „Hunnenrede“ aus den Tagen der Chinexpedition heim in dem Gedicht „The Rowers“, worin er die Deutschen als „Goten und schamlose Hunnen“ bezeichnet. Dieselbe erstaunliche Gewissenlosigkeit wie im Venezuelastreit bewies, wieder unter schweigender Mitschuld der britischen Regierung, die englische Presse zwei Jahre später beim Zwischenfall von Hull. Kurze Zeit tobte damals die Jingopr. Se gegen die Russen, welche in der Nordsee englische Fischerboote als vermeintliche japanische Torpedoboote beschossen hatten, eine Verwöschung, die angesichts der offenen Unterstützung Japans durch die englische Marine nicht einmal so unentschuldigbar war. Dann stoppte der Pressesturm auf ein unlichbares Signal plötzlich ab und wendete sich zugleich mit der doppelten Wucht gegen — das völlig unbeteiligte Deutschland! Das war für jeden, der sehen wollte, eine deutliche Lehre.

²⁾ Die amerikanische Marine als Passivum für sich genommen, war so wenig ein gefährlicher Gegner wie die französische; sie beobachtete mit einer gewissen Eifersucht, einen wieviel höheren Kriegswert die deutsche Marine erlangte, obwohl ihre Baukosten um Milliarden geringer waren.

Je länger sich freilich unsere junge Seegeltung befestigte, desto zahlreicher und freier wurden für uns die weltpolitischen Möglichkeiten. So lag es auch, vorausgesetzt, daß der Friede mit England erhalten blieb, nicht vom Wege ab, daß zwischen Amerika und uns sich fruchtbare Beziehungen entwickelten. Als Roosevelt, der mich gut kannte und mich öfters lange ins Gespräch zog, jenen Rat gab, Deutschland müßte die natürliche Herrschaft über die Mündung seines Hauptstromes wiedergewinnen und die kleinen niederdeutschen Staaten am unteren Rhein und an der Schelde an sich heranziehen, war er durchaus ehrlich und sprach nach seiner Art roughly. Er ging davon aus, daß Englands Weltmacht mehr und mehr dahinschwände und wir Amerikas natürlicher Verbündeter gegen Japan würden. Das englisch-japanische Bündnis wirkte dahin, daß Roosevelt dem Wachsen der deutschen Flotte großen Wert beimaß. Bevor die amerikanische Flotte (damals bestand der Panamakanal noch nicht) im Jahre 1908 in den Stillen Ozean entsandt wurde, ließ mich Roosevelt durch seinen Berliner Botschafter nichtamtlich fragen, ob ich dies an seiner Stelle seepolitisch verantworten würde. Ich antwortete: „I should risk it,“ wobei ich in dieser Flottenentsendung auch für uns einen Vorteil sah. In der Tat war eine der Folgen jener amerikanischen Flottenreise, daß Australien von England stark zu Amerika hinüberneigte. Erst durch den Krieg haben wir die englischen Kolonien wieder nahe ans Mutterland herangedrängt. Roosevelt hat mir später seine Photographie mit einer schmeichelhaften Widmung unter dem bezeichnenden Zusatz übersandt: „From one who sent the American Fleet round the world.“

Die natürlichen Sympathien der Amerikaner waren ja englisch. Aber dies ausgenommen bestanden Ansätze für geschäftliche Beziehungen zwischen der amerikanischen Politik und uns. Die Amerikaner nahmen Deutschland vor dem Krieg in jeder Hinsicht sehr ernst und hatten trotz ihrem großzügigen Sammelbegriff von Europa ein feines Gefühl für unsere aufsteigende Kraft und nüchterne Achtung für die darinliegenden Perspektiven. Sie rechneten bereits mit der Möglichkeit, daß unsere wirtschaftliche und politische Entwicklung Hand über Hand der englischen vorbeilaufen könnte. Gleichzeitig betrachteten die Amerikaner sich selbst als die natürlichen Erben der englischen Kolonien. Warteten wir noch einige Zeit im Frieden die Entwicklung ab, so wuchsen die uns und Amerika gemeinsamen Interessen in natürlichem

Prozeß von Jahr zu Jahr. Als wir 1914 in den Krieg hineinschlitterten, war eine der schwersten Folgen dieser furchtbaren Tatsache, daß wir die angelsächsische Gemeinbürgerschaft, statt sie einzuschläfern, erst recht zur Entwicklung brachten.

Die Amerikaner, welche die Selbstentzündung der Pulverkammer auf der „Maine“ in ein Verbrechen der Spanier umgedeutet haben, um Kuba annektieren zu können, würden den Durchmarsch durch Belgien recht kühnen Auges betrachtet haben, wenn er ihren Interessen entsprochen hätte. Amerika ist ein welteroberndes Land, was unsere Demokraten nicht sehen wollen. Die äußerliche Übermacht unserer Gegner brachte die Amerikaner vom ersten Tag an zu der Überzeugung, daß wir nicht siegen würden, wie wir auch nicht siegen dürften, und legte damit ihre Haltung gegen uns grundsätzlich fest. Trotzdem war Amerika 1914 bis 1916 einschließlich noch nicht zum Krieg gegen uns reif und konnte einer furchtlosen, deutschen Kriegspolitik nicht in den Arm fallen. Erst die Länge des Krieges, die wachsende Interessenverflechtung mit der Entente, die militärischen Nöte Englands, die illusionistische Zauder- und Zickzackpolitik Bethmanns mit ihrer Prestigeverschiebung zugunsten Wilsons, und schließlich der Mexikobrief Zimmermanns haben 1917 den Eintritt Amerikas in den Krieg vorbereitet und ermöglicht, der noch im Februar 1916, als ich den Ubootkrieg wollte, von Wilson nur mit sehr viel größeren Schwierigkeiten, ja vielleicht überhaupt nicht entfesselt werden konnte¹⁾. Das Entscheidende war: Wir mußten den Krieg rasch beendigen und durften das Prestige nicht einbüßen.

Ganz anders war die Lage, wenn der Weltkrieg vermieden worden wäre. Ein kriegerisches Niederschlagen Englands wurde durch die angelsächsische Blutsgemeinschaft nie ertragen. Aber ein friedliches Überholen Englands durch uns wäre wie ein Naturvorgang hingenommen worden, hätte dem Deutschland auch in der amerikanischen Erdhälfte steigendes Ansehen verschafft und uns als wirkliches Weltvolk letzten Endes auch bündnisreif für die stärkste Großmacht der Zukunft gemacht. Diese Möglichkeiten sind, wie immer sich das Leben Deutschlands gestaltet, vorüber, und wenn unser Volk überhaupt je wieder freie Bündnisfähigkeit erlangt, so kann sich diese wohl nur noch auf Mächte anderen Grades beziehen. Vor dem Weltkrieg hatten wir noch reiche Möglichkeiten der Balance.

¹⁾ Kap. 19.

5

Der Flottenbau bedurfte, um zu gelingen, des Friedens, und sicherte seinerseits, je näher er dem Abschluß kam, den Frieden, den Deutschland zu seinem ungebrochenen Gedeihen nötiger brauchte und bei seiner geographischen Lage schwerer erhalten konnte, als irgendein anderer Großstaat. Die Jahrzehnte vor dem Weltkrieg charakterisier-ten sich für Deutschland durch höchste Blüte und höchste Gefährdung bei hohem, aber noch nicht ganz zureichendem Schutz durch eigene Macht. Bismarck ist in mehreren Phasen seines Waltens als „Jongleur“ bezeichnet worden; auch die zweifellos sehr geschickte Persönlichkeit des Fürsten Bülow hat bei ihrem so bedauerlichen Abgang den Ehrennamen „Seiltänzer“ mitbekommen. In der Lage Deutschlands konnte nur außerordentliche Anpassung an wechselnde Lagen vor Schaden bewahren. Wir durften es uns nicht erlauben, Fehler zu machen. Bismarck sagte einmal, als über den Reichskanzler-General Caprivi geklagt wurde: „Wartet nur, bis ihr einen wirklichen Bureaukraten zum Kanzler habt, dann werdet ihr etwas erleben.“ Ein sturer Illusionist, wie der Nachfolger Bülows, fiel durch sein mangelndes Schätzungsvermögen den Verstrickungen unserer Weltlage zum Opfer. Die Hauptbedingung für einen Leiter des Deutschen Reichs war und wird stets bleiben, daß er die auswärtige Politik versteht. Dazu gehört nicht unbedingt die diplomatische Schwarzkunst, aber Kenntnis der wirklichen Grundverhältnisse der Welt und Sinn für das Wahrscheinliche. Kanzler und Demokratie hatten keine Vorstellung von der wahren Schwierigkeit und Gefährdung unserer Lage, die mit der Pinzette angefaßt werden mußte.

Aber darf ein Volk, das kein Geschick für eigene Geschäfte zeigt und, wenn der richtige Führer fehlt, zur Selbstpreisgabe zu neigen scheint, darauf hoffen, daß die Vorsehung es immer wieder durch einen Vormund groß macht, wie Friedrich d. Gr. oder Bismarck? Sehen wir doch in unseren Tagen die führerlosen Massen, kaum zur Macht gelangt, mit nichts eifriger beschäftigt, als damit, alles das abzubauen und aufzulösen, was uns an nationaler Überlieferung, Stolz und gutem Willen geblieben ist. Es ist, als ob sie verhindern wollten, daß je wieder ein großer Patriot aufstehen könne, um in späterer Zeit das Volk noch einmal durch den breiten Strom seiner Selbsterniedrigung hindurchzutragen.

Unserer mangelnden Würde im Unglück liegt wie unserer unzulänglichen Zurückhaltung im Glück die Illusion zugrunde, als ob der Beengtheit unserer Weltstellung abgeholfen werden könnte durch Worte und Gefühle, statt einzig durch straffgefaßte und flugverwendete Macht.

Ein gemeinsamer Grundfehler der Politik unserer Zeit war es, das große, aber noch nicht zureichende Machtansetzen, welches uns Bismarck hinterließ, stückweise aufzubrechen durch immer wiederholte Demonstrationen, bei denen unsere Friedensliebe, aber auch unsere Nervosität durchschimmerte und auf die leicht ein bloßes Einknicken folgte, so daß sich für uns die verhängnisvolle Charakteristik als „poltron vaoureux“ beim Feinde festsetzen konnte. Die schlechte Gewohnheit dieser effektvollen Eingriffe, von Schimonoseki, der Krügerdepesche, Manila über die Chinaexpedition und Tanger bis Agadir u. a. führte zu dem stümperhaften Schlußglied der Methode in dem Ultimatum an Serbien vom Juli 1914. Es ging lange leidlich, dank dem Respekt, welchen der alte preußische Staat und die Tüchtigkeit des deutschen Volkes einflößten. Aber richtiger wäre es gewesen, in der Stille zu wachsen und weitere Macht anzusammeln; denn wir standen 1914 nahe vor dem Ziel, daß das bloße Vorhandensein unserer Macht genügte, den Frieden ohne Nervosität zu bewahren. Es endete in Tragik, daß die am meisten friedliebende Politik der Welt die Ungunst unserer Lage zu korrigieren geglaubt hat durch Gesten, welche böswilligen Feinden den Vorwand lieferten, uns des Kriegswillens zu verdächtigen und damit durch eine der ungeheuerlichsten Verleumdungen der Weltgeschichte unser Bild zu entstellen.

Wir warfen uns den andern in die Arme, stießen dann wieder bei ihnen an und versäumten kaum eine Gelegenheit, ihnen vorzuhalten, wie herrlich weit wir es gebracht hätten. Wir versetzten uns nie in die Denkweise der anderen. Admiral Seymour, der vom Kaiser das Bild „The Germans to the front“ geschenkt erhielt, hat zu einem deutschen Waffengeführten gesagt: „Ihr Deutschen seid sehr vorangekommen; wenn ihr es uns nur nicht immer unter die Nase reiben wolltet.“ Wir bliesen Fanfaren, die unserer Lage nicht entsprachen. Dann wurden alle wirklichen oder vermeintlichen Verfehlungen und Schäden agitatorisch aufgebaut und an die Öffentlichkeit gezerret und unsere demokratische Presse lieferte auf diese Weise dem Ausland den scheinbaren Beweis, daß Preußen-Deutschland ein Zuchthaus wäre.

Die Verhältnisse meines Ressorts ließen mich jedes weltpolitische Demonstrieren in verdoppeltem Maße verurteilen. Auf der anderen Seite sah ich mit Bangen, wie wenig man sich im allgemeinen die politisch-strategisch-wirtschaftliche Gesamtlage, ihre ungeheueren Aussichten und besonderen Klippen vergegenwärtigte. Die Gefahr einer Blockade z. B., überhaupt eines Krieges mit England, der unsere ganze Weltstellung und Zukunft wie mit einem Messer abschneiden konnte, wurde, wie ich oft beobachten mußte, nicht mit der ihr zukommenden Schwere erfaßt. Angesichts des englischen Bestrebens, uns mit einer Koalition einzuschnüren, galt es die Nerven zu behalten, großzügig weiterzurüsten, Reizungen zu vermeiden und ohne Beklemmung abzuwarten, bis die fortschreitende Festigung unserer Seemacht die Engländer veranlaßte, uns friedlich Luft zu geben. Wir haben von allem das Gegenteil getan, und so hat sich gerade in dem Augenblick, als die Entspannung schon sichtbar wurde, die bereits abziehende Gewitterwolke noch über uns entladen. Die Möglichkeit eines Krieges mit England mußte 1914 ebenso vermieden werden, wie 1904, und konnte auch, da der Risikogedanke der Flotte schon gewirkt hatte, wahrscheinlich vermieden werden, sobald nur unsere politische Leitung der Gefahr dieses Krieges rechtzeitig und scharf ins Auge geblickt hätte. Hätte ein lebhafter entwickelter Sinn für Macht und ihre Gesetze im deutschen Volk und seinen politischen Führern im Juli 1914 die Illusion einer örtlichen Begrenzbarkeit des serbisch-österreichischen Konflikts nicht aufkommen lassen, so wäre der Weltkrieg damals verhütet worden¹⁾.

Die Schwierigkeit, in einem Krieg mit England zu einem leidlichen Friedensschluß zu kommen, hat schon mein oben erwähntes Botum von 1904 bestimmt. Nachdem der Weltkrieg ausgebrochen war, hatte siebzehnjähriger Flottenbau die Aussichten auf einen annehmbaren Frieden mit England immerhin verbessert, aber nur bei äußerster kriegerischer Energie, diplomatischem Geschick und Zurücktreten alles Persönlichen bei den Leitenden. Ich vertrat deshalb mit aller mir gegebenen Kraft die einzigen Momente, welche diesen Frieden bringen und die Vernichtung fernhalten konnten: die Seeschlacht und den rechtzeitigen Ubootskrieg, den Sonderfrieden mit Rußland und die Einigkeit des deutschen Volkes gegenüber der freilich von den wenigsten klar geschauten tödlichen Gefahr, in die wir hineingetaumelt waren.

¹⁾ Kap. 16.

Ich bin in diesem Streit unterlegen; die deutsche Illusionsfähigkeit hat wieder einmal Deutsche durch Deutsche besiegt. Durch Schwäche, Blindheit und Parteisucht den Krieg verlieren zu sehen, war das Ende meiner Laufbahn und meines Glaubens an mein Volk.

Ich habe gegen unsere Selbstvernichtung angekämpft, ohne die zureichende Macht zu besitzen. Mit meiner eigenen Aufgabe beschäftigt, hatte ich nie nach politischer Macht gestrebt. Im Dezember 1911, nach der Marokkokrise, als mein Streit mit Bethmann begann, teilte der Kabinettschef im Augenblick, da ich beim Kaiser zum Vortrag eintrat, mir mit, es schwebten Erwägungen, mich zum Reichskanzler zu machen. Ich habe darauf während des Vortrags dem Kabinettschef einen Zettel mit der Erklärung zugeschoben, ich würde eine solche Anregung, wenn sie an mich heranträte, ablehnen. Nachfolger Bismarcks zu werden, erschien mir damals undenkbar. Erst nachdem ich im Krieg mit angesehen hatte, wie Kopf- und Mutlosigkeit der Führung eine unwiederbringliche Aussicht nach der anderen verlor und das Reich dem Abgrund entgegenwankte, hätte ich, vorausgesetzt, daß man keine geeignetere Persönlichkeit fand, bei allem Bewußtsein meiner Mängel, den Kanzlerposten wahrscheinlich nicht mehr abgelehnt. Denn so wie unsere Verhältnisse der Außenwelt erschienen, wäre mit meiner Person auch ein klarer Bruch mit dem herrschenden System zum Ausdruck gekommen. Man erinnere sich umgekehrt des Jubels in England, als es hieß: „Tirpitz exit.“ In diesem Bruch, nicht in irgendwelchem Personenwechsel lag unsere einzige Rettung.

Der Gedanke ist damals vielfach an mich herangetragen worden, aber nicht von der einzigen Stelle, welche die Macht dazu hatte.